

Ich brauche Hilfe, denn ich möchte helfen – und wenn möglich, direkt bei mir um die Ecke



Text: Anika Reker
Fotos: Charlotte Sattler

An der Bereitschaft, sich für Geflüchtete zu engagieren, mangelt es in Leipzig nicht. An Räumen, gute Ideen umzusetzen, fehlt es dagegen öfter. Außerdem scheint es gar nicht so einfach, dass sich Engagement gleichmäßig über das Stadtgebiet verteilt. Während es in Einrichtungen im Zentrum beinahe ein Überangebot gibt, kommen die Außenbezirke oft zu kurz.



Zwanzig von Tausenden: Die Fotoserie auf dieser und den folgenden Seiten porträtiert Menschen aus Leipzig, die sich in der ehrenamtlichen Arbeit mit Geflüchteten engagieren



Das Netz aus ehrenamtlichen Initiativen und großen Organisationen ist unüberschaubar und verwoben. Es gibt die großen öffentlichen und kirchlichen Träger, bei denen vor allem in den letzten Monaten der Zulauf an Freiwilligen groß war. Dazu kommen eine Unmenge an kleinen Initiativen und Projekten, die auf eigene Faust Sprachunterricht auf die Beine stellen, Geflüchtete bei Behördengängen begleiten, ihnen bei rechtlichen Fragen zur Seite stehen, WG-Zimmer und Möbel vermitteln und auf vielfältige Weise Hilfe zur Selbsthilfe leisten.

»In Leipzig engagieren sich erfreulicherweise mehr Menschen, als Flüchtlinge in der Stadt leben«, sagt Holger Simmat von der Diakonie Leipzig. Wie viele Freiwillige auf die insgesamt etwa 8.000 Asylsuchenden kommen, die in Leipzig in kommunalen Unterkünften, dezentralen Wohnungen oder den verschiedenen Erstaufnahmeeinrichtungen des Freistaates Sachsen untergebracht sind, kann niemand so genau sagen. Allein der Flüchtlingsrat hat mehr als 3.000 Personen in seiner Helfer-Kartei registriert. Die Diakonie verfügt über einen Interessentenpool von 850 Menschen. Johanniter-Regionalvorstand Wieland Keller schätzt, dass in den letzten Monaten etwa 150 bis 200 Anträge von Ehrenamtlichen über seinen Schreibtisch gegangen sind. »Die Fluktuation ist groß und sicher sind auch einige Karteileichen dabei, die sich gemeldet haben, aber dann doch nicht aktiv geworden sind«, vermutet Keller.

Die Menschen, deren Namen in Kellers Kartei auftauchen, engagieren sich in den insgesamt vier Unterkünften der Johanniter. Drei dieser Einrichtungen sind Erstaufnahmeeinrichtungen des Freistaates Sachsen.

Je nach Größe dieser Unterkünfte sind dort bis zu 25 Hauptamtliche in Schichten rund um die Uhr im Einsatz und übernehmen die Essensausgabe, Sanitätsdienste und die Organisation. Um Freizeitangebote gegen die Langleweiligkeit kümmern sich dann in erster Linie die Ehrenamtlichen. Bei der Vielzahl an Freiwilligen sei es nicht immer einfach, den Überblick zu behalten, sagt Keller. Defizite gebe es vor allem bei der Kommunikation. Für eine zentrale Koordinierung bräuchte es mehrere Menschen, die sich nur damit befassen. »Man sollte die Situation nicht zu schwarz malen, aber auch nicht zu euphorisch betrachten«, sagt Keller. Besonders am Anfang haben ihn viele Mails von einzelnen Personen und kleinen Initiativen erreicht, die fragten, was sie tun können. Leider fehlt oft die Zeit, diese Anfragen zu beantworten. Viele hätten dabei die Erwartungshaltung, dass man ihnen einen Raum inklusive Blöcken, Stiften und Whiteboard für Sprachunterricht zur Verfügung stellt, sagt Keller. Das sei organisatorisch aber einfach nicht möglich. »Im Idealfall sollte man sich selbst Gedanken machen und mit einer konkreten Idee plus Umsetzungsplan an die Trägerorganisationen herantreten und sagen: Ich bräuchte nur noch die Flüchtlinge«, rät Keller.

Der Jura-Student Emanuel Lonz stand im Sommer dieses Jahres genau vor diesem Dilemma. Frisch aus dem Auslandssemester zurück, hatte er den Plan, in einer der Unterkünfte in Leipzig Deutsch zu unterrichten, wusste zunächst aber nicht so genau, wie und wo. »Das Problem ist, dass den großen Organisationen die Zeit fehlt, um die Freiwilligen sinnvoll einzuteilen«, sagt Lonz. Man könne aber auch Gutes tun, ohne einen offiziellen Träger im Rücken zu haben. Deshalb hat er zusammen mit vier weiteren Mitstreitern die Inter-

netseite Pro Flüchtlinge ins Leben gerufen. Dort beantwortet er Anfragen von Interessierten, die sich im Netz der vielen Organisationen noch nicht so richtig zurechtfinden. Die Betreiber recherchieren dann und geben Auskunft darüber, wo Hilfe tatsächlich gebraucht wird.

Abgelegene Unterkünfte werden oft vergessen

Helfer-Mangel besteht vor allem in den Unterkünften, die außerhalb des Zentrums angesiedelt sind. Wieland Keller wünscht sich deshalb eine gleichmäßigere Verteilung des ehrenamtlichen Engagements auf die Objekte im gesamten Stadtgebiet. In der zentral gelegenen Ernst-Grube-Halle gebe es mittlerweile mehr Aktivitäten, als wirklich notwendig sind. »Das Problem ist, dass durch dieses Überangebot bei den Flüchtlingen der Eindruck entstehen kann, dass es im Wohlstandsland Deutschland alles immer und überall umsonst gibt«, berichtet Keller. Wer nach der Zeit in der Erstaufnahmeeinrichtung dann in eine kommunale Unterkunft mit weniger Angeboten umziehen muss, erfahre einen Rückgang an Lebensqualität. Dies könne durchaus zu Frustration führen, befürchtet Keller. In die abgelegene General-

Olbricht-Kaserne mit aktuell etwa 180 Bewohnern fänden hingegen nur recht wenige Freiwillige den Weg. »Man muss die Straßenbahn nehmen, gut einen Kilometer zu Fuß laufen und dann auch noch das Kasernengelände überqueren. Das ist natürlich nicht so cool«, sagt Keller. Weder für die Freiwilligen noch für die dort unterge-

brachten Flüchtlinge, die nicht mal eben in die Stadt laufen können, um sich die Zeit zu vertreiben. Dabei sei es wichtig, auch diesen Menschen zu signalisieren, dass sie willkommen sind. Leider fehlen in der Kaserne dafür nicht nur die Helfer, sondern auch der Platz. »Hier würden wir uns darüber freuen, wenn kreative Leute mit Ideen für die Nutzung von externen Räumen in der näheren Umgebung auf uns zukommen.«

Weg von Spezial-Angeboten nur für Geflüchtete

Die Leiterin des Sozialamtes, Martina Kador-Probst, ermutigt Freiwillige ebenfalls dazu, Angebote außerhalb der Unterkünfte anzubieten. »Was es zurzeit nicht braucht, ist noch eine Weihnachtsfeier in einem Flüchtlingsheim«, sagt sie. Die Geflüchteten würden ohnehin schon genügend Zeit in den Einrichtungen verbringen. Anstatt die Hilfe an die Leute heranzutragen, solle man sie eher dazu ermutigen, die Heime zu verlassen. »Sie und ich gehen ja schließlich auch gerne raus«, sagt Kador-Probst. Außerdem habe sie die Erfahrung gemacht, dass Flüchtlinge oft wenig Lust auf spezielle nur für sie gedachte Angebote haben. Diese sollten sich nach Möglichkeit nur auf die Zeit in den Gemeinschaftsunterkünften beschränken. Um die Integration der Menschen zu fördern, möchte die Stadt in Zukunft stärker darauf setzen, bereits bestehende kulturelle Angebote und Strukturen zu stärken und so auszubauen, dass möglichst jeder freien Zugang dazu hat.

Ein Beispiel für so ein ausbauwürdiges Projekt ist der United F.C. (s. *kreuzer* 11/2015). Der integrative Fußballverein wurde vor zwei Jahren gegründet und hatte von Anfang an den Anspruch, kein reines Projekt für Geflüchtete zu sein. »Natürlich gibt es unter den 60 Kindern und Jugendlichen aus insgesamt 20 Nationen viele mit einem Flucht-Hintergrund. Der Verein steht aber grundsätzlich jedem offen«, sagt der Vorsitzende des Fußballfördervereins, Peter Schön. Das Konzept kommt an, die Nachfrage sei groß. Zurzeit hätten die insgesamt acht Ehrenamtlichen mit dem Trainieren der Mannschaften alle Hände voll zu tun. Schön möchte deshalb eine hauptamtliche Stelle schaffen, damit weitere Freiwillige angeworben und besser koordiniert werden können. Die Sponsoren- und Preisgelder, über die sich der Verein





finanziert, reichten dafür bisher nicht aus. Ein Problem, vor dem auch der United F.C. steht, ist der Platzmangel. Leider gebe es in Leipzig kaum Turnhallen, die kostenfrei genutzt werden können. Dass die Stadt Geld und Raum für sein Projekt zur Verfügung stellt, erwartet Schön aber gar nicht. »Man muss von dem Anspruchsgedanken wegkommen und selber sehen, wie man seine Ziele erreicht.«

Machen Ehrenamtliche es der Politik zu einfach?

An der Eigeninitiative, mit der sich zivilgesellschaftliche Organisationen, Vereine und Einzelpersonen in ganz Deutschland für Geflüchtete einsetzen, gibt es pauschal erst mal nichts auszusetzen. Trotzdem muss die Frage gestellt werden, ob man Politik und Verwaltung dabei nicht zu viel abnimmt. Schließlich werden von Freiwilligen viele Aufgaben übernommen, die professionell ausgebildete Helfer gegen eine angemessene Entlohnung übernehmen könnten und vielleicht auch sollten.

Der Stadt Leipzig muss man dabei zugutehalten, dass sie mehr Hauptamtliche in der Flüchtlingsarbeit beschäftigt, als sie muss. Bundesweit gibt es kein Gesetz, das die Präsenz beispielsweise von Sozialarbeitern in den Unterkünften vorschreibt. In Leipzig ist eine hauptamtliche Kraft für die Betreuung von maximal 50 Geflüchteten zuständig. Das gilt zumindest für die großen Unterkünfte. Bei der dezentralen Unterbringung ist der Betreuungsschlüssel kleiner. Für Sozialbürgermeister Thomas Fabian herrscht in Leipzig damit ein Luxus, der in ganz Deutschland seinesgleichen sucht. »Aus unserer Sicht ist eine ver-

nünftige Betreuung nur zu gewährleisten, wenn der Schlüssel eingehalten wird«, erklärt Sozialamtsleiterin Kador-Probst. Unterkünfte würden in Leipzig erst bezogen, wenn genug Sozialbetreuer vor Ort seien. Bei der Eröffnung der Messehalle 17 Anfang Dezember habe es das Problem gegeben, dass der Träger anfangs nicht genügend Hauptamtliche zur Verfügung hatte. Dementsprechend seien dort erst mal weniger Menschen eingezogen, bis die benötigten Stellen besetzt waren. »Ein Leben in einer solchen Halle ist nur zumutbar, wenn wir die Menschen nicht sich selber überlassen«, sagt die Leiterin des Sozialamts. Durch einen Stadtratsbeschluss soll der Betreuungsschlüssel von mindestens 1 zu 50 auch bei steigenden Flüchtlingszahlen im kommenden Jahr eingehalten werden. Für die zusätzlichen Stellen in der Flüchtlingsarbeit rechnet die Stadt mit Kosten von etwa einer Million Euro.

Johannes Kömpf vom Verein Pandechaion – Herberge ist als hauptamtlicher Sozialarbeiter in einer Unterkunft in der Nähe des Kulkwitzer Sees beschäftigt. Insgesamt kommen dort dreieinhalb Stellen auf 220 Bewohner. Damit ist die Zielvorgabe der Stadt zwar aktuell nicht ganz erreicht, im nächsten Jahr soll aber eine weitere Stelle möglich sein. Insgesamt kann und will Kömpf sich über die Zusammenarbeit mit der Stadt Leipzig nicht beklagen. »Generell ist mehr natürlich immer gut«, sagt er. Während der Schlüssel der Hauptamtlichen mehr oder weniger gedeckt ist, scheint sich die Tendenz zu bestätigen, dass die Zahl der freiwilligen Helfer abnimmt, je weiter eine Unterkunft vom Stadtzentrum entfernt liegt. Kömpf berichtet von rund 25 Freiwilligen, die sich in der Unterkunft engagieren. Etwa acht Kilometer weiter in Richtung Zentrum betreut seine Kollegin Ina Lackert eine Pandechaion-Unterkunft in Lindenau. Auf die 40 Bewohner kommt dort ein Pool aus 26 ehrenamtlichen Deutschlehrern und 22 Betreuern, die während der Sprachkurse die Kinder der lernenden Eltern beaufsichtigen. Durch die gute Besetzung ist jeder Freiwillige ein- bis zweimal im Monat dran. Außerdem gibt es noch 18 Menschen aus der unmittelbaren Nachbarschaft, die die Bewohner regelmäßig bei handwerklichen Arbeiten unterstützen, bei Fahrradreparaturen helfen und den Garten bepflanzen.

Hilfe zur Selbsthilfe: Geflüchtete mit einbeziehen

Lackert legt in ihrer Unterkunft großen Wert darauf, dass die Freiwilligen sich als Wegweiser verstehen und den Bewohnern nicht einfach nur die Arbeit abnehmen. »Beim Fahrräderreparieren zum Beispiel ist es toll, wenn die Helfer ihr Werkzeug zur Verfügung stellen und Tipps geben. Der Geflüchtete sollte aber nicht passiv daneben stehen.« Beim Ehrenamt sei es wichtig, dass man mit gesundem Menschenverstand vorgeht und überlegt, was den Menschen wirklich weiterhilft, ihr Leben auf Dauer selbst in die Hand zu nehmen, erklärt Lackert. Diesen Ansatz hat sich auch die vor etwa einem Jahr gegründete Initiative Interaction Leipzig zum Ziel gemacht. Julia Eckert, eine der Gründerinnen, hat damals gestört, dass Geflüchtete oft als Opfer behandelt werden und nicht als Menschen, die sich selbst einbringen möchten. Der Verein legt deshalb großen Wert darauf, Geflüchtete mit einzubeziehen. Fünf der insgesamt 15 aktiven Vereinsmitglieder haben einen Fluchthintergrund. Gemeinsam managen sie ein Theaterprojekt, eine Chorgruppe sowie weitere Veranstaltungen und Projekte, die Geflüchteten und Leipzigern gleichermaßen zugänglich sein sollen. Außerdem ist ein interaktiver Sprachkurs geplant, in dem die Geflüchteten nicht nur Schüler, sondern auch Lehrer sind und Interessierten ihre jeweiligen Landessprachen beibringen. Eine weitere Idee sind Stadtführungen nicht für, sondern von Geflüchteten. Bisher hat die Initiative eine kleine Förderung aus dem Aktionsfonds der Stadt Leipzig erhalten. Um auf Dauer die Kosten des Vereins zu decken, wird jedoch mehr Geld benötigt. Die Chancen, dies auch aufzutreiben, dürften nicht allzu schlecht stehen, denn laut den Aussagen von Sozialamtsleiterin Martina Kador-Probst müsste Interaction Leipzig genau den Ansatz verfolgen, den die Stadt weiter voranbringen möchte.

»Misstrauen gegenüber eigenen Motiven bewahren«

Der Sozialpsychologe Immo Fritsche erklärt, warum das Engagement für Geflüchtete aktuell so hoch im Kurs steht und worauf Ehrenamtliche dabei achten sollten

Vom Innenhof des alten Städtischen Kaufhauses am Neumarkt führen zwei Wege in das Büro von Immo Fritsche, Professor der Sozialpsychologie in Leipzig. Entweder man nimmt den eleganten, mit schwarzen Metallornamenten verzierten Fahrstuhl – oder die Wendeltreppe. Der Sozialpsychologe, der im zweiten Stock auf seiner quietschgrünen Couch sitzt, wirkt wie der sportliche Treppen-Typ. In seinem Forschungsfeld geht es auch eher aktiv zu. Fritsche beschäftigt sich unter anderem mit kollektivem Handeln in Gruppen und sozialer Motivation.

kreuzer: Herr Fritsche, warum helfen Menschen einander? Verfolgen wir damit immer gewisse eigene Interessen oder gibt es auch absolut uneigennützte Hilfe?

IMMO FRITSCHÉ: Es gibt eine große Debatte darüber, ob wahrer Altruismus tatsächlich existiert. Wir Menschen sind im Artvergleich eine ultrasoziale Spezies. Um zu überleben, passen wir uns weniger an natürliche Begebenheiten an, sondern an unsere soziale Umwelt.

Wenn Einzelne durch ihr Verhalten zum Gemeinwohl einer gesamten Gruppe beitragen, wird das belohnt. Damit sichert das Helfen nicht nur unser Überleben, sondern dient auch immer der Steigerung des eigenen Selbstwertgefühls. Eine interessante Eigenschaft, die sich auch aus unserer hohen Sozialität ergibt, ist die menschliche Fähigkeit, Empathie zu empfinden. Sie ist die Grundlage für wahrhaft altruistisches Handeln. Forschungsergebnisse zeigen, dass eigennützige Motive von Hilfeleistungen hintanstehen, wenn wir die Gefühle eines anderen nachempfinden. Das ist eine wichtige Triebfeder für Hilfeleistungen in Alltagssituationen.

kreuzer: Setzt das eine persönliche Begegnung voraus?

FRITSCHÉ: Auch medial vermittelte Empathie ist möglich. Begünstigt wird sie durch empfundene Ähnlichkeit. Das ist oft eine mentale Konstruktion und hängt davon ab, in welche sozialen Kategorien wir unsere Umwelt einteilen. Wenn man die Flüchtlinge, die uns zum Beispiel aus Syrien erreichen, in erster Linie als Muslime sieht und sich als »christliches Abendland« davon abgrenzt, entsteht Distanz. Wenn man sagt, die Leute, die kommen, sind die Überbleibsel der arabischen Revolutionen, die für unsere geteilten Werte, also Freiheit, Menschenrechte und Rechtsstaatlichkeit, eingetreten sind, beeinflusst das die individuelle Ähnlichkeitswahrnehmung.

kreuzer: Auch wenn der Auslöser für Hilfe Empathie sein kann, soziale Belohnung durch die Gruppe gibt es dafür ja trotzdem. Haben Menschen also das Bedürfnis, ihr ehrenamtliches Engagement nach außen zu zeigen?

FRITSCHÉ: Das ist nicht unbedingt notwendig. Wir haben diese Abläufe so verinnerlicht, dass wir gar nicht unbedingt auf die Reaktionen der anderen angewiesen sind, um zu wissen: Das, was ich tue, ist moralisch richtig. Ich erfülle die Erwartungen, also bin ich ein gutes Mitglied der Gemeinschaft. Durch diese hohe Internalisierung kommt es zu Selbstbelohnung. Es ist natürlich schön, wenn unser Selbstbild von anderen durch positives Feedback validiert wird. Studien zeigen, dass neben dem Selbstwert durch Hilfeleistungen auch Bedürfnisse nach Kontrolle befriedigt werden. Wer Hilfe gibt, ist in der Rolle des Handlungsfähigen, der aktiv seinen Teil beiträgt. Das kann zu Problemen führen, da es ja auch noch die Rolle des Hilfeempfängers gibt. Aufgrund sozialer Normen, die uns erst zufrieden sein lassen, wenn wir wahrnehmen, dass wir auch was zurückgeben können, ist das Empfangen

von Hilfe ein zweischneidiges Schwert und kann problematisch für den Selbstwert sein.

kreuzer: Wie lässt sich vermeiden, dass der Hilfeempfänger das Gefühl hat, unter dem Helfer zu stehen oder ihm etwas schuldig zu sein?

FRITSCHÉ: Abhängigkeitserhaltende Hilfe ist grundsätzlich problematisch. Es ist wichtig, ein Bewusstsein für das Bedürfnis nach Beteiligung und Selbststeuerung zu entwickeln. Empowerment, also Hilfe zur Selbsthilfe, ist hier der Schlüssel. In der Praxis kann das zum Beispiel durch die Förderung der Selbstverwaltung von Flüchtlingsheimen geschehen. Dass Bewohner und Bewohnerinnen ihr Schicksal eigenständig in die Hand nehmen, ist besonders wichtig, wenn es keine unmittelbare Arbeitserlaubnis gibt. Durch aktive Beteiligung und getragene Verantwortung erlebt sich der Einzelne als handlungsfähig. Dadurch verschwimmen Hierarchien und beide Seiten können sich auf gleicher Ebene begegnen.

kreuzer: Nicht jedes gut gemeinte Angebot von freiwilligen Helfern ist für jeden geeignet. Wie können Helfer erkennen, dass jemand sich nicht traut, Hilfe abzulehnen?

FRITSCHÉ: Wichtig ist hier die Grundhaltung, mit der ich ans Helfen herangehe. Helfe ich vielleicht, weil ich demonstrieren möchte, was ich für ein toller Typ bin, und habe vor allem meinen eigenen moralischen Gewinn im Auge? Wenn ich den anderen vergesse, kann es dazu kommen, dass ich Angebote mache, die mein Selbstdarstellungsbedürfnis erfüllen, aber an den Bedürfnissen des Hilfeempfängers vorbeigehen. Man sollte also ein gesundes Misstrauen gegenüber den eigenen Motiven bewahren und vor allem zuhören. Es ist nichts Falsches daran zu sagen, ich schöpfe aus der ehrenamtlichen Tätigkeit Selbstwert, Sinn und Erfüllung. Das sind wichtige, motivierende Kräfte. Darüber darf jedoch der Blick für den anderen nicht verloren gehen. Ideal ist eine Perspektive, die beides berücksichtigt.

kreuzer: In den Medien ist immer wieder die Rede von Helfern, die am Ende ihrer Kräfte sind. Wie kann man sich als Helfer davor schützen, dass man die eigene Belastungsgrenze überschreitet?

FRITSCHÉ: Dauerhafte psychische Stabilitätsquellen, also Freunde, Familie und Beruf, sollten nicht vernachlässigt werden. Wenn der Partner sagt: Du hast überhaupt keine Zeit mehr für uns, ist das bereits ein Zeichen. Anstatt sich abzugrenzen und das Helfen ausschließlich als eigenes Projekt zu betrachten, besteht ja auch die Möglichkeit, sein soziales Umfeld mit einzubeziehen.

kreuzer: Ist es typisch, dass Menschen sich in Gruppen und Organisationen zusammenschließen und gemeinsam helfen?

FRITSCHÉ: Sozialpsychologisch ist die kollektive Dimension von Hilfe relevant, weil es sich für Menschen gut anfühlt, einer Gruppe anzugehören. Insbesondere in Zeiten von Krisen dient Gemeinschaft dazu, persönliche Hilflosigkeit zu überwinden. Bedrohungseffekte veranlassen Menschen zu ethnozentrischem Denken und zum Streben nach Gemeinsamkeit. Das kann in ganz unterschiedliche Richtungen gehen. Bei einigen wird dieses Gefühl durch die kollektive Abgrenzung von Fremden ausgelöst. Andere überwinden individuelle Ängste, indem sie sich organisieren und gemeinsam Hilfe leisten. Gerade deshalb ist es bei Krisen enorm wichtig, welche Normen und Werte in einer Gesellschaft vorherrschen. Davon hängt ab, ob bestehende Unsicherheiten in konstruktive Bahnen gelenkt werden und motivationale Kraft konstruktiv genutzt wird. Dabei kann es nicht schaden, wenn Engagement für Flüchtlinge in der öffentlichen Diskussion wertgeschätzt und von der Politik gefördert wird.

kreuzer: Ehrenamtliche bewältigen auch Aufgaben, für die der Staat sonst sorgen müsste. Was ändert sich an den positiven Effekten, die der Helfer erfährt, wenn er oder sie für das Engagement Geld bekommt?

FRITSCHÉ: In Laborexperimenten wurde festgestellt, dass die intrinsische Motivation abnimmt, sobald im Vorhinein klar ist, dass das Engagement materiell belohnt wird. Unverhoffte Belohnungen im Nachhinein schaden der Motivation aber nicht. Ob das in der Realität tatsächlich so zutrifft, ist eine andere Frage. Auch Helfer, die entlohnt werden oder zumindest eine Aufwandsentschädigung erhalten, profitieren weiter von den positiven Effekten des Helfens und dem Gefühl, etwas Sinnvolles zu tun.

INTERVIEW: ANIKA REKER

»Der Mensch ist eine ultrasoziale Spezies«